

Denis CLARINVAL

HEIDEGGER UND TRAKL

VON DER ERWARTUNG ZUR NACHTWACHE



DER BLICK, EINE MASKE ÜBER DEM SEHEN

Alles ist gegeben im Glanz der Oberfläche, ohne Lügen: Blumen und Gesichter, Schreie in der Wahrheit eines nackten Lichtes, in einem Bilderbuch, Aufnahmen, jedes Ding ein Geheimnis, leblos. Die Welt liest sich nicht in einem abwesenden, zerstreuten, abgewandten Blick; die Dinge breiten sich aus, ohne Scham, ohne Geiz, ohne Masken, und unsere Augen, wenn sie sich öffnen, verkennen von der Welt gerade das, was sich darin zeigt. Denn der Blick ist nicht das Sehen, er ist eine Klinge, eine Zergliederung, die abwendet, zerreißt, nur einen zitternden Flügel auswählt, eine Blindheit, die dem Horizont Details entreißt, die sich auflösen, unbedeutend, Schatten des Wirklichen; wähnend, die Rose zu ergreifen, sieht er nur das Insekt, seine Augen sind der Widerschein eines Glanzes, gefroren, leicht wie eine Schneeflocke – und im Schatten zieht sich zurück die Weite, die sich der Unendlichkeit des Sehens schenkt.

Ist es eine Epoche, die das Sichtbare diktiert, das, was ausgesprochen werden darf, die Wahnsinn nennt, was einst Gebet war, eine erzählte Geschichte, Helden, die Symptom nennt das erleuchtete Umherirren in der Wüste einer nächtlichen Welt? Doch dort liegt die Fülle, nicht im grundlosen Himmel, sondern unter unseren Schritten, Weg, und von unseren Sinnen, die sie greifen möchten, entflieht sie, freie Arroganz, flüchtig, verletzend Stolz und Eitelkeit mehr als ein göttliches Gericht. In der freien Weite ist uns alles gegeben, wahrer als alle Worte – doch, trunken vom Wissen, gehen wir vorüber, fleißige Blinde, die in der gespaltenen Rinde ein Rätsel suchen, den Schlüssel zu einem künftigen Wissen; die Wahrheit aber ist längst ein Geschenk vor unseren Augen, die in gierigen Blicken erstarrt sind. Was sich zeigt, ist nur noch Abgrund, gegraben in diese Unaufmerksamkeit – und das Schauen wird zu einer Maske, die man über das Sehen legt.

Das Sehen, schweigende, grenzenlose Ebene, nimmt die geringsten Falten der Welt auf, empfängt Erde und Himmel in ihrer fruchtbaren Vereinigung, im Aufschwung der Eiche; wer hinsieht, rüstet sich mit einem Schleier, Leichentuch der Welt, und mit mörderischen Auslesen bewahrt er nur ein Fragment, ein wurzelloses Leuchten, ein Bild an der Wand der Prinzipien und Kategorien, erfindet Geheimnisse in den sichtbaren Aschen, täuscht die Nacht mit einem Licht ohne Glanz noch Strahl, erloschen. Die Sprache bricht und verliert sich dann in dem, was wie Brüche scheint, die Scherben eines Sprachlichen ohne Halt, ohne Verankerung, entleert von allem, was es sagen könnte. Sie verfällt und benennt, trennt alle Dinge, zerlegt die Präsenz,

häutet die Haut, damit eine Essenz austrete, ein Sagen des Leeren – doch die Worte stürzen ein, zerbrochen in ihren eigenen Bruchlinien, hohle Blasen, die zerplatzen auf einer Welt, die nur noch Fetzen ist, die Entfaltung ihrer Haut.

O Transparenz des Wortes, wenn es zur Wunde wird, o wie das Reale blutet, wenn es sich hineinwirft wie ein schwarzer Wind in die Rauheiten der Dinge, Brüche – und in dieser Zerreißung löst sich die Sprache auf, nicht mehr ein Schleier, sondern die klaffende Öffnung der Welt. Und in dieser Wunde, stumm aller Worte, öffnet sich eine Evidenz: das Ding behauptet sich, wenn das Wort zerfällt, das es durchstößt mit seiner nackten Wahrheit; Asche des Verbs, vom Weltlichen aufgesogen, das besiegte Sagen ist nur noch Sägemehl. So schwieg Trakl vor der Scheibe eines Winters, vor der Dunkelheit des nächtlichen Waldes: die Worte sind durchsichtig wie Glas, gelegt auf Gräber, das alle Knochen sichtbar lässt, die es bedeckt; sie lassen die Kälte hindurchgehen durch ihre Maschen, die Nacht, die man nicht benennen kann – und der Mensch tritt zurück, damit die Welt erscheine, eine nackte Klarheit, unmenschlich, stimmlos, ohne jede Grammatik, ohne Lexikon, dort, wo das Sagen, entkleidet, geleert, seiner selbst erschöpft, zusammenbricht in der reinen Präsenz.

Nietzsche, der unerschrockene Unzeitgemäße, lachte schon über die Illusion der Masken, über die Metaphern der Sprache, wenn das Wesen nichts ist als Schminke auf einer Oberfläche, eine andere Haut. Und der Mensch, überzeugt vom Wissen, wendet die Augen ab, richtet sie zum Himmel seiner Vernunft, souverän, und schmiedet Hinterwelten in der Illusion seines eigenen Lichtes, Worte abstrakter als die Leere, verleugnend, dass alles, ohne Zurückhaltung, sich auf der Haut selbst schenkt – und dass die Haut der Welt ihre einzige Tiefe ist, eine Epidermis, die nichts zu verhüllen hat. Was man sieht, ist nicht, was man betrachtet, Don Quijote des Wissens und der Gewissheiten; denn der Blick, gierig, habsüchtig in seinem Zugreifen, wendet ab vom Wesentlichen, vom Lebendigen im Geist, Werden. Der Einsturz ereignet sich dann, wenn das Wort zerreißt, wenn der Blick zerbricht, wenn das Sehen sich öffnet auf das, was sich den ausgestreckten Händen darbietet, um die Welt aufzunehmen, aufzubewahren – in ihrer Oberfläche, die in uns aufsteigt wie ein Abgrund. Und wir, demütig und ohne Reue, fallen hinein, geblendet von all dieser nackten Klarheit.

DER BLICK, EINE MASKE ÜBER DEM SEHEN

Alles ist gegeben im glanzlosen Strahlen der Oberfläche:
Blumen, Gesichter, Schreie, hingegeben an das nackte Licht.
Die Dinge verbergen sich nicht, sie ruhen dargeboten,
und unsere Augen, selbst geöffnet, bewahren fast nichts.
Die Welt schenkt sich ohne Geheimnis, ohne Umweg,
doch das Sehen verblasst im Schatten des Blickes.
Denn der Blick ist nicht das Sehen: er wählt, er trennt,
er wendet ab, zerreißt, behält nur einen zerbrechlichen Splitter.
Im Glauben, die Rose zu ergreifen, bewahrt er nur das Insekt,
im Glauben, mit den Augen zu fassen, sieht er nur einen Glanz.
So verliert sich die dargebotene Unermesslichkeit
im Blindsein eines pedantischen Wissens.

Jede Epoche legt ihre Worte der Auswahl auf:
Wahnsinn für das Gebet, Symptom für das Umherirren.
Doch unter unseren Schritten ruht die unversehrte Fülle,
die entgleitet, sobald man glaubt, sie zu fassen.
Sie ist nicht im fernen Himmel, sondern im Staub,
sie entzieht sich dem Stolz wie den Gewissheiten.
Wir gehen blind vorbei, eifrig suchend
nach einem Zeichen, verborgen unter der Rinde der Dinge,
während die Wahrheit längst im Licht brennt.
Doch der gierige Blick gräbt einen Abgrund,
er verhüllt das Sehen, verschleiert das Wesentliche,
und die Gegenwart zieht sich zurück in diesem Umweg.

Das Sehen, schweigende Ebene, kennt keine Grenzen:
es empfängt Erde und Himmel in ihrer stummen Vereinigung.
Doch der Blick erhebt sich wie ein Hindernis,
Leichtentuch, gelegt auf die Klarheit der Welt.
Er bewahrt nur einen Glanz ohne Tiefe
und erfindet Geheimnisse in den sichtbaren Aschen.

Dann zerbricht die Sprache in verstreute Scherben:
sie benennt, sie trennt, sie häutet die Präsenz.
Sie meint, ein Wesen unter der Haut zu entdecken,
doch ihre Worte zerfallen in ihren eigenen Bruchstellen.
Und die Welt schrumpft zu einer zersplitterten Oberfläche,
zum zerbrechlichen Schimmer eines gebrochenen Spiegels.

O Transparenz des Wortes, wenn es zur Wunde wird,
wenn das Reale hineinfährt wie ein eisiger Hauch.
Dann ist die Sprache nicht mehr Schleier, sondern Riss,
und in diesem Bruch enthüllt sich die Evidenz:
das Ding behauptet sich, wenn das Wort zerfällt,
und das besiegte Sagen ist nur noch Schweigen.
So schweigt Trakl vor der Winterscheibe:
die Worte sind durchsichtig wie Eis.
Sie lassen die Kälte hindurch, die stumme Nacht,
und der Mensch tritt zurück, damit die Welt erscheine,
nackte Klarheit, unmenschlich und stimmlos,
wo das Sagen zerbricht in der reinen Präsenz.

Nietzsche lachte schon über die Maske des Wesens:
die Sprache ist nur Schminke auf der Oberfläche.
Der Mensch wendet die Augen ab, schmiedet Hinterwelten,
erfindet Gewissheiten im Schatten seiner Vernunft.
Doch alles schenkt sich ohne Vorbehalt an der Haut:
einzige Tiefe des Sichtbaren, ohne Geheimnis.
Was man sieht, ist nicht, was man betrachtet.
Der Blick wendet ab, gierig und unruhig.
Doch der Einsturz kommt, wenn er zerbricht,
wenn das Wort zerreißt und das Sehen sich öffnet.
Dann erhebt sich die Oberfläche wie ein Abgrund,
und wir stürzen hinein, geblendet von nackter Klarheit.

HEIDEGGER UND TRAKL

VON DER ERWARTUNG ZUR WACHE

Einleitung : Eine verfehlt Begegnung

Als Heidegger 1953 seinen Essay *Das Wort im Gedicht* veröffentlicht, versucht er, das Werk Georg Trakls als Ort der Entfaltung des Seins zu lesen. Nach Hölderlin, den er bereits ins Zentrum seines Denkens gestellt hatte, erscheint ihm Trakl als eine weitere Gestalt des „gründenden“ Dichters, fähig, das Unaussprechliche zu sagen und den Raum der Wohnung zu eröffnen. Doch diese Lektüre, die sich als Treue zum Gedicht versteht, erweist sich vor allem als hermeneutische Zwangsoperation: Heidegger beugt Trakl seinem eigenen Denkgefüge, bis er dessen Eigenheit verleugnet.

Denn Trakl ist nicht Hölderlin. Wo Hölderlin eine mögliche Versöhnung im Heiligen ahnt, zeigt Trakl nur den Einsturz, die Auflösung, das Schweigen. Wo Heidegger eine neue Orientierung sucht, versinkt Trakl in unaufhebbarer Fremdheit. Wo der Philosoph einen Durchgang zum Heiligen lesen will, lässt der Dichter nur eine fragile, gespenstische Stimme zurück.

Drei Punkte sind in dieser verfehlten Konfrontation entscheidend: das „Fremde“ des *Frühling der Seele*, die „Ungeborenen“ in *Grodek*, und das *Geistliche Abenddämmern*.

I. „Die Seele ist aus der Fremde auf Erden“: Exil gegen Orientierung

Im *Frühling der Seele* schreibt Trakl: **„Die Seele ist aus der Fremde auf Erden.“**

Jeder Leser spürt sofort die Radikalität dieser Aussage: Die Seele ist nicht zu Hause, sie gehört nicht, sie ist einer unversöhnlichen Andersheit geweiht. Das Fremde ist kein Wanderer, der einer Heimat entgegengeht, sondern eine Gestalt des Nicht-Ortes, der absoluten Entbehrung.

Heidegger jedoch erträgt dieses Nicht-Wohnen nicht. Er deutet das „Fremde“ als einen Erd-Wanderer, auf dem Weg zu einer Wohnung, die seiner Seele entspricht. Er liest in diesem Vers nicht eine Entsetzung, sondern eine Orientierung: die Seele sei unterwegs zu einem verheißenen Land, und der Dichter werde zum Öffner dieses Weges.

Dieser Verschiebung entspricht die Geste von *Wozu Dichter?*, wo Hölderlin als der Vorläufer erscheint, der „vorausgeht“ und für die Menschheit eine Wohnung bereitet. Trakl gerät in dieselbe Figur: der Dichter als Führer, als Vorläufer, als „Entbergender“ des ihm gemäßen Bodens.

Doch Trakl ist nicht Hölderlin. Nichts in diesem Vers sagt das Warten auf ein Land. Alles deutet vielmehr auf die Ortlosigkeit der Seele, auf ihre radikale Desorientierung. Indem Heidegger das Exil in einen Weg verwandelt, verrät er die Schwere dieser Fremdheit.

II. *Grodek* und die „Ungeborenen“: abgeschnittene Zukunft vs. neues Geschlecht

In seinem letzten Gedicht, *Grodek*, das Trakl kurz vor seinem Tod an der Front schrieb, beschwört er die unzähligen Toten des Krieges und fügt hinzu:

GRODEK

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen, die goldnen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düstrer hinrollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihrer zerbrochenen Münder.

Doch stille sammelt die Wiesen des Tales
Rote Wolke, darin ein zürnender Gott wohnt,
Das vergoßne Blut, mondene Kühle.
Alle Straßen münden in schwarze Fäulnis.

Unter goldnem Gezweig der Nacht und Sternen
Es schwankt der Schwester Schatten durch den schweigsamen Hain,
Zu grüßen die Geister der Helden, die blutenden Häupter;
Und leise tönen im Rohr die dunkeln Flöten des Herbstes.

O stolzere Trauer! ihr ehernen Altäre!
Die heiße Flamme des Geistes nährt heute ein gewaltiger Schmerz,
Die ungeborenen Enkel.

Die unmittelbare Lektüre ist eindeutig

Diese „ungeborenen Kinder“ sind die unmöglichen Nachkommen, die Söhne, die man nie sehen wird, die Leben, die durch den Tod der Väter verwehrt sind. Es ist die tragische Unfruchtbarkeit der Geschichte, die Zukunft abrupt abgeschnitten.

Heidegger verweigert auch hier diese Einsicht. Für ihn bezeichnen die „Ungeborenen“ nicht die unmöglichen Kinder, sondern eine neue Menschheit. Er spielt mit dem Wort: „Un-geboren“ heiße „ohne Geschlecht“, also befreit von den Gegensätzen der Geschlechter, erlöst von dem Streit, der die Differenz begleitet. Diese Ungeborenen seien demnach das Versprechen eines Neubeginns, einer wiedergefundenen ursprünglichen Kindheit.

So projiziert Heidegger dort, wo Trakl einen Abgrund konstatiert, eine Genesis. Der Tod wird zur Ankündigung eines neuen Volkes, die Unfruchtbarkeit verwandelt sich in Reinheit. Das Tragische wird getilgt, in eine positive Orientierung umgewandelt.

Doch die poetische Erfahrung von *Grodek* lässt für diese Umdeutung keinen Raum. Das Gedicht spricht vom Ende, nicht vom Neubeginn. Es spricht von der Abtrennung, nicht von der Verheißung.

III. Geistliche Dämmerung: Erlöschen vs. Heiliges

In *Geistliche Dämmerung* beschreibt das ganze Gedicht ein allmähliches Verschwinden: das Wild verdunkelt sich am Waldrand, der Wind verstummt, die Amsel schweigt, die Flöten des Herbstes erlöschen, das vom Mohn Berauschte durchschreitet den Teich und den Sternenhimmel.

Am Ende bleibt nur :

Immer klingt die mondene Stimme der Schwester

Durch die geistliche Nacht.

Alles drängt auf eine klare Lesart: Es ist der Untergang des Geistigen selbst. Die Seele zieht sich zurück, löst sich auf, erlischt – und nur eine fragile, gespenstische, mondene Stimme bleibt. Kein Heil, kein Heiliges, sondern das zarte Fortbestehen einer Resonanz im Herzen der Nacht.

Heidegger verweigert wiederum das Ende. Für ihn ist das Dämmern kein Erlöschen, sondern Übergang: das Geistige vollendet sich im Heiligen. Der Niedergang wird zur Verwandlung, und

die Stimme der Schwester bedeutet nicht Spur und Gespenst, sondern Öffnung zum Aufenthalt. Das Gedicht des Verschwindens wird zum Gedicht der Verheißung umgedeutet.

Doch alles in diesem Text spricht im Gegenteil von der Abwesenheit des Heils. Das Geistige versinkt, es erhebt sich nicht wieder. Und die Schwester ist nicht Mittlerin des Heiligen, sondern zerbrechliches Überleben der Seele.

IV. Die hölderlinische Versuchung

Der heideggersche Gestus wiederholt sich: Das Fremde wird zur Orientierung auf ein Land, die Ungeborenen werden zur neuen Menschheit, die Dämmerung zum Übergang ins Heilige.

In jedem Fall ersetzt Heidegger den tragischen Einsturz durch eine Logik der Verheißung. Das implizite Modell ist stets Hölderlin : der Dichter als Vorläufer, als Hüter des Heiligen, als Führer zu einem Aufenthalt des Seins.

Doch Trakl lässt sich nicht in diese Matrix pressen. Seine Dichtung sagt Auflösung, Schweigen, Ortlosigkeit. Sie gründet nichts, sie bezeugt eine Welt, die zerfällt. Indem Heidegger ihn auf Hölderlin zurückführt, neutralisiert er seine Eigenheit.

Schluss : Von der Erwartung zur Wache

Die Begegnung zwischen Heidegger und Trakl bleibt verfehlt, nicht aus Mangel an Aufmerksamkeit, sondern weil der Philosoph die poetische Erfahrung stets auf die Logik einer Verheißung zurückführt. Was sich bei Trakl als Verschwinden, Auflösung, Schweigen zeigt, verwandelt Heidegger in Weg, Orientierung, Übergang zum Heiligen.

Doch diese Transmutation respektiert nicht die Singularität Trakls. In seinen Gedichten ist das „Fremde“ nicht der Wanderer eines kommenden Landes : es sagt den unaufhebbaren Nicht-Ort der Seele. Die „Ungeborenen“ von *Grodek* sind nicht die Ankündigung einer neuen Menschheit: sie sind die Gestalt einer abgeschnittenen Zukunft, einer unmöglichen Generation. Das *Geistliche Dämmern* eröffnet nicht das Heilige: es zeigt das Erlöschen des Geistigen selbst, und das gespenstische Fortbestehen einer zerbrechlichen Stimme.

Angesichts der Verwüstung schlägt Heidegger die Erwartung vor, die Haltung, die auf einen noch verborgenen Aufenthalt hofft. Doch Trakl kennt keine solche Verheißung. Die Verwüstung, als Nacht der Welt, eröffnet keinen Umschwung. Sie stellt nur vor eine

bescheidenere und radikalere Aufgabe: die Wache. Nicht die Erwartung einer neuen Welt, sondern die stille Hut über das, was noch schwach glimmt in der Tiefe der Finsternis.

Hier begegnet Trakl paradoxerweise Hölderlin : nicht als Gründer eines neuen Aufenthaltes, sondern als Dichter der Hut. Die Poesie ist nicht das Licht, das der Nacht folgt, nicht der Führer in ein Land des Heils: sie ist die Sorge um die leiseste Resonanz, die Bewahrung des fragilen Funkens in der dunklen Welt.

Der Dichter ist nicht der Hirt des Seins, sondern der Hüter einer zerbrechlichen Flamme in der Nacht der Welt.

VON DER ERWARTUNG

« Doch was erwartest du? » sprach sie, ungeduldig:

« Aus der Ferne, die du schaust, was könnte dir geschehen?

All deine Seufzer scheinen diesem Boten geweiht,

Ich höre dein Herz weinen: für wen diese Tränen? »

Ich erwarte die Erlösung aus dieser verwüsteten Welt,

Die Rückkehr des Dichters, der die heiligen Worte spricht:

Dass uns die Götter wiederkehren, nur er vermag sie zu nennen

Und, in der Nacht der Welt, ihr Licht uns darzubringen.

Ich erwarte den, der wacht, den Hirten unserer Seelen,

Dass in unsern Verwüstungen der Geist Wohnung finde,

Dass bei uns bleibe, was von uns gegangen ist,

Und unser Leben überfließe von dieser Seligkeit.

Es ist der Geist, der uns fehlt in diesem gänzlich Zusammengebrochenen,

Der Atem unseres Lebens, vom Tode abwesend;

Man sieht von den Gipfeln nur noch dunkle Wolken,

Und bis hinab verweigern die Flüsse ihr Fließen.

Wer hält sie so hoch, dass wir nicht mehr trinken können,

Dass auf den gelbenden Wiesen nichts mehr wächst,

Dass aus den Schößen der Mütter die Lämmer entbehrt sind

Und nur das Totengeläut vom Kirchturm erklingt?

Ich erwarte, dass auf die Welt ein Regen niederfällt,

Dass Flüsse sich dehnen aus ihren verlassenen Betten

Und dass den Gesichtern der Menschen die Freude sich anheftet,

Dass durch ihre nutzlosen Hände die Erde geheiligt werde.

Ich erwarte, dass auf deinen Lippen ein Lächeln ruht,

Dass mit der Rückkehr des Frühlings unser trockenes Auge

In wenigen Tränen das Unglück vergisst

Und die Freude der Wiedergeburt, die das Samenkorn verkündet.

Dies erwarte ich, über den Horizont gebeugt,
Denn ich weiß aus der Ferne, dass dem Nahen es gegeben ist,
Gegeben, was wir aus der Seele verloren haben,
Eine stille Kraft, mit der jede Eiche gewappnet ist.

Man fürchtet, dass die Zeit uns der Höhe berauben will,
Dass die Rückkehr zur Erde uns von der Uhr verdammt sei,
Denn sie zählt vergeblich ab im Schritt des Pendels:
Der Atem, der uns trägt, wird vom Zeitenmörder verwundet.

Man glaubt, was man erwartet, sei ein angekündigter Tod,
Das Ende der Illusionen, mit denen der Mensch sich wiegte;
Vade retro, Gedanke eines ungerechtfertigten Lebens:
Der Tod ist nur heilsam für erfüllte Geschicke.

Die Zeit

Doch was hoffst du, Freund, das ich nicht tragen kann?
Meinst du, dass die Uhren eine Stunde anhalten könnten,
Eine Minute, eine Sekunde oder auch nur die Hälfte?
Niemals hält die Zeit an, sie ist stets in Eile.

Immer flieht sie, von Illusionen gejagt,
Der Traum der Romantiker, die alles dauern sehen wollen;
Seh nicht nach diesen Trugbildern, die ich nicht geben kann,
Nimm von der Zeit, was sie schenkt: der Rest ist Eitelkeit!
« Man muss sich Zeit nehmen » – so beten die Ermüdeten,
Die existieren wollen nach Stunden, von Gestirnen festgelegt;
Stell dir vor, der Mond würde des Drehens müde
Und die Erde mit ihm, die die Jahreszeiten markiert...

« Das ist unmöglich! Wer könnte sie anhalten? »
Die Zeiger sind gleich, denn sie sind gemacht, sich zu drehen,
Immer in derselben Richtung, die Vergangenheit fliehend:
So geht die Zeit dahin, die man nicht einholen kann.

So also erwartest du das Ende deiner Vergangenheit
Und läufst mir nach, um sie zu vergessen;
Doch jeder Augenblick, der vergeht, ist schon überholt,
Und was man vorn glaubt, liegt bald schon hinter einem.

Der Geduldige

Nur die Geduld vermag dich zu entwaffnen,
Denn ruhig und gelassen, ohne sich zu übereilen,
Nimmt sie aus jedem Augenblick ihr Stück Ewigkeit,
Umarmt seinen Geschmack und seine Schlichtheit.

Denn einfach ist das Ewige, das du verbergen willst,
Es mit Nichts belasten und den Fakten anhängen:
Ein Los von Ereignissen, die einander folgen
Und aus denen die Geschichte gemacht ist, die sie verkettet.

Doch wenn das Meer müde ist, sich zu quälen,
Seine letzten Wogen gegen den Kai wirft
Und nur noch Vorhang über einen Abgrund zieht,
Dann, in tiefem Schlaf, ist die Zeit vergessen.

So geht es auch den Menschen, von der Zeit gequält,
Denn sie kann sich verfließen und ihre Maschen dehnen,
Die Dunkelheit des Abends löscht alles aus
Und stürzt ins Vergessen jede Stunde des Tages.

Was weißt du von unsern Träumen, die du nicht stören kannst,
Gefangener der Uhren am Tor unserer Gedanken?
Im Faltenwurf der Vorhänge, in zersprungenen Kommoden
Bleibst du in der Ferne, ein Fremder unseres Lebens.

Die Zeit

Doch wenn der Tag zurückkehrt, bin ich schon aufgestanden!
Erinnere dich an den Apostel, als der Hahn krächte

Und er dreimal seinen Freund verleugnet hat:
Es genügte eine Morgenröte, und er war Vergangenheit.

Das Morgen wird nicht erwartet, das Gestern hat es verurteilt!
Und immer wirst du sein, was du gewesen bist.
Du sagst, die Geduld genüge, mich zu verdammen:
Warte, wenn du willst, ich werde stets zurückkehren!

Wenn die Zeit spottet, was kann dir geschehen?
Denn für sie bist du nur ein verunglücktes Wesen,
Die Frucht des Herrn Zufall, der mir fremd bleibt:
Meine einzige Notwendigkeit ist, die Stunden voranzutreiben.

Ich drehe mich wie das Rad eines Müllers:
Dass das Korn sich zermahle, war von mir nie gedacht;
Es ist der Mensch, der aus der Zeit sein Genügen macht,
Und wenn es zu spät ist, fängt er an zu weinen.

Was kann ich für sein Unglück? Ich habe nichts erfunden!
Es ist er, der alles am Maß der Zeit messen will.
Ich bin nur ein Maßstab, zwei Gestirnen angepasst:
Dass man mich zur Messung zwingt, das hat der Mensch beschlossen.

Der Geduldige

Die Zeit dient den Menschen nur, ihre Welt zu beherrschen,
Zu meistern, was sich wandelt, ja es vorwegzunehmen,
Vorauszusagen, was sein wird, weil es schon gewesen:
Die Zeit, die ihnen entgleitet, ist von ihnen selbst erschaffen.

Am Kirchturm hat elf geschlagen, die Stunde des Angelus,
Wo man die Arbeit unterbricht, das Werkzeug niederlegt
Und sich an den Himmel wendet im Gebet:
Diesen Gott, der die Zeit kennt, ehrt man mit Gebet.

Und warum nicht auch am Abend, wenn das Werk vollbracht,
Wenn der Mensch daheim den Tag entknotet

Und seine Mühen durch Ruhe heiligt:
Die Zeit ist der Mit-Mörder unserer Lasten.

Wenn das Anhalten der Zeit uns verweigert bleibt,
So lebt, wer sich von ihr trennt, gegen den Strich:
Und wenn sie voranschreitet, wagt, ihr rückwärts zu gehen,
Sie vielleicht zu überholen, wenn sie im Gestern verharret.

Die Zeit wird immer sein: man kann sie nicht leugnen!
Wenn sie sich zum Hindernis macht, muss man sie umgehen,
Sie beiseite räumen vom Weg, den man gehen will,
Und in der Furche stecken lassen, ihren Fluch verstrickt.

Die Zeit

Es ist nach Erlösung, dass du greifst,
Der Verwüstung fliehen in ihrer Notwendigkeit;
Doch durch wessen Hände ist die Welt versunken?
Müssten den Menschen beide Hände abgeschlagen werden?

Zu sehr weiß ich von der Natur, vom Menschen vergessen:
Soll er einarmig werden, um zu sich zurückzukehren?
Ich sehe, dass das Tier der Zeit nicht befragt wird,
So auch der Wald, in dem er zu wohnen meinte.
Zu viel Leben hat der Mensch verjagt,
Durch Lärm der Maschinen und gefälltte Bäume;
Wenn das Wasser nicht mehr springt aus verstopfter Quelle,
Können Molch und Salamander kein Leben mehr geben.

Die Kinder der Hirschkuh sind vor Durst entflohen
Den Aschen eines Sterbeorts, einst von Grün bedeckt;
Wo Frösche sprangen, wuchern zu viele Dornen,
Und die Vögel haben anderswo ihr Nest getröstet.

Meinst du, deine Geduld könne dieses Leben zurückbringen,
Dass man der Zeit überlassen müsse, alles neu zu beginnen?

Ich bin nur Werkzeug, von euren Händen gefangen:
Es liegt an euch, mich zu gebrauchen, wie es euch gefällt...

Der Geduldige

Ich weiß, dass an die Zeit die Menschen ihr Leben geopfert
Und auch das ihrer Brüder der Zukunft beraubt haben;
Ich gebe zu, dass Geduld nichts daran ändern kann,
Wenn der Mensch die Hände in den Taschen behalten will.

Geduldig ist der Sämann, der das Korn hinauswirft:
Unter dem Gunst des Himmels wird Hafer gedeihen;
Doch muss die Erde gepflügt sein,
Und der Baum, der gefällt ist, muss bald ersetzt werden.

Es ist keine Geduld, die Arme zu verschränken,
Sondern die dumme Eitelkeit der Resignation;
Das Warten ist kein Schlaf, kein Leuchten von Träumen,
Sondern eine Meditation, von den Dingen auferlegt.

Meditieren, um den Lauf zu kehren,
Der, die Welt verachtend, sie zum Zusammenbruch führt;
Darin nährt das Warten unser Schicksal:
Verweigern, dass das Gestern das Morgen zerbricht.

Es gibt keine andere Erde, die man bewohnen könnte:
Wer ihr nur nachträumt, hat schon kapituliert;
Wenn nicht alles verloren ist, so muss von dem Wenigen, das blieb,
Die Sorge unsere Hände bewegen.

WACHE

1.

In der tiefen Nacht, wo alles sich zurückzieht, Dunkelheit der Welt,
verweilt der Dichter, ohne zu erwarten und ohne zu wollen, schweigsam,
nicht um noch ein Zeichen zu erspähen, eine mögliche Erlösung,
sondern um die Stille zu bewohnen, die sich in den Finsternissen öffnet.
Die Wache sucht nicht, den Schatten zu durchdringen, das Dunkel zu erhellen,
sie stimmt ein in die Schwere der Welt, in ihren Untergang, in ihre Niederlage,
sie steht wie eine Lampe, flackernde Flamme einer Kerze
im Wind, nackte Gegenwart am Schwellen des Unsichtbaren, des Unnennbaren.

2.

Die Zeit erschöpft sich in langsamen, schweren Tropfen, Gegenwarten
ohne Vergangenheit, ohne Zukunft, Ewigkeit, die den Lauf erstarren lässt,
nur der Augenblick, der sich ausdehnt wie ein Faden ohne Halt,
wo die Zerbrechlichkeit der Atemzüge hängt, Wohnung des Geistes.
Der Blick durchdringt nichts mehr, er sammelt in der Höhlung einer hingehaltenen Hand,
er lässt sich selbst durchdringen von der Nacht, von der unfaßbaren Dunkelheit
der Welt; und was er sieht, nein, das ist nicht die Gestalt der Dinge, sondern
das dumpfe Atmen ihrer Abwesenheit, die Kluft der abgründigen Nacht.

3.

Wachen heißt, dem Verlust zuzustimmen, den Rissen, dem Bruch der Dinge,
dem Verschwinden der Gesichter, dem Rückzug des Wirklichen in seiner nackten Haut,
dem Abdriften der Worte, die verlöschen und sterben im Abgrund des Unsinn.
Doch in diesem Verschwinden bricht ein Licht auf, zerbrechlich, bedroht, flackernd,
kein grelles Licht, kein Blendwerk der Scheinwerfer, sondern diskreter Schimmer.
Er weiß, er, der Dichter, daß das Dunkel sein eigenes Leuchten birgt,
daß es aus dem Herzen der Nacht hervorquillt, daß der Schatten noch trug
das Versprechen einer Treue, stärker als jedes Vergessen, stärker als der Tod.

4.

Die Zeichen bezeugen es, bemerkenswert und doch so zart, fast unsichtbar:

ein Zittern in der Luft, ein ferner Schlag, der Tau des Morgens,
eine Hand, die sich hebt und dem Unbekannten entgegenstreckt, ein halbgeschlossener Blick.
Sie beweisen nichts, sie schenken keine Sicherheit, keine Kraft ruhiger Gewalt,
doch sie sprechen vom Fortbestehen des Geistes, vom Atem, der alles durchzieht, aufrichtet,
der bei uns verweilt in der Stille der verborgensten Augenblicke,
und uns lehrt, daß Sehen nicht Schauen ist – denn der Blick verirrt sich, zerstreut,
doch das Wachen heißt, das Beben einer Gegenwart zu empfangen, einzig in ihrer
Zerbrechlichkeit.

5.

Die Wache ist nicht das Warten auf ein Ereignis, das Einbrechen des Wunderbaren,
nicht die Rückkehr des Unmöglichen, nie Verlorenen, nie Vergessenen.
Sie nährt sich nicht von zarten Illusionen, von Träumen, die die Nacht überfluten.
Sie ist Treue, schlicht und nackt, ohne Plan, ohne Entwurf, ohne Horizont,
den ein Blitz durchkreuzt. Sie verweilt bei dem, was zerfällt, bei der Asche des Erloschenen,
sie bewahrt im Rückzug die Wärme eines Atems über der Glut, die bleibt
in der Verlöschung, im äußersten Entbehren der Welt.
Zusammenbruch – und sie besteht fort wie ein stummes Gebet an die abwesenden Götter.

6.

So öffnet sich das Sichtbare dem Unsichtbaren, das es durchzieht, es bricht seine Schwere,
nicht als plötzliche Offenbarung, als Erleuchtung am Rand der Klippe, ein Gesang,
sondern wie eine fortdauernde Vibration, eine Saite, gespannt zwischen den Worten.
Und alles, was sich dort zeigt, in seiner Nacktheit, entkleidet jeder Maske, ist schon
durchzogen,
alles, was schweigt, tönt noch nach im Geheimnis, zugesprochen wie ein Rätsel.
Wachen heißt also: dem Flüstern lauschen, die Augen öffnen jenseits des Blickes.
Die Welt, die sich entdeckt, ist nicht bloße Oberfläche, nicht Rinde über Fleisch, sondern
Tiefe, dargeboten dem Blick, wenn er dem Unsagbaren des Unsichtbaren zustimmt.

7.

Die Wache ist Demut, die auf Wissen verzichtet, auf Zugriff und Zwang.
Sie besitzt nichts, sie hält nicht fest, was im Ohnmacht der Worte schwindet.
Sie steht beiseite, am Ufer der Welt, wie sie fließt, sie begleitet sie

wie eine Hand, die ohne Gewicht ruht auf dem, was entschlüpft, unfassbar.

Und in diesem Rückzug der Wache entsteht die wahre Gegenwart zum Ganzen der Welt,
in dieser Nüchternheit, die nichts verlangt, ohne Forderung, das Einfache, das verzichtet.

Und was bleibt – Hölderlin wußte es –, wenn alles Wasser sich verliert im tiefen Meer,
der Dichter allein gründet es, durch seine Wache: nicht, daß er es schafft, sondern sammelt
und bewahrt.

8.

Im Schweigen, das dichter wird und alles hüllt wie Nebel,
geht noch ein Atem durch, tief, ohne Hast, ohne Wollust.

Jeder Atemzug ist eine Welt, aufgehoben im Glanz eines Erwachens,
jeder Herzschlag eine Durchquerung der Wüste der Seelen.

Der Körper vergeht, doch der Geist, er bleibt, jenseits jedes Verlustes,
wie ein zerbrechliches Licht, das verweilt im Widerstand gegen das Entbinden.

Die Wache empfängt ohne Umweg, ohne Verweigerung, Tauchen ins Offene,
den Übergang, wo das Leben sich öffnet ins Unbekannte eines größeren Lebens.

9.

So wird die Nacht mehr als Nacht, Schwelle einer unbekannten, nie
aufgehenden Morgenröte. Nein, sie ist nicht das Dunkel, nicht das Licht, sondern freies
Feld, ein Zwischenreich, wo alles sich anvertraut in seiner eigenen Wahrheit.

Der Wächter benennt nicht, was er sieht, er bewahrt es wie einen kostbaren Schatz
in Treue, ohne Waffen, ohne List, zu allem, was bleibt – weit jenseits der Worte.

Und in seinen Augen glänzt noch die Gegenwart, stumm und doch so klar
derer, die das Leben durchqueren, sich dem Tor der Ewigkeit schenken.

Und da lächelt er, der Dichter, in bescheidener, aufrichtiger Aufnahme des Lichts.

10.

Wenn der Tag endlich aufgeht, ohne uns, gegenwärtig nur in unserer Abwesenheit,
und die Welt ihren Weg fortsetzt, zu anderen Leben, zu anderen Toden,
wird die Wache bewahrt haben, was zu bewahren war – nicht einen Körper, nicht einen
Atem,

sondern eine Spur, ein Gepräge, für immer eingegraben in die Unendlichkeit der Welt.

Nein, was bleibt, ist nicht das Träge eines gebleichten, erloschenen Leibes,

sondern die stumme Klarheit, eingeschrieben im Herzen des Lebendigen,
der Geist, den nichts bindet. Und im lieblichen Blau des neuen Morgens,
wenn Leben Tod und Tod auch Leben ist,
wird der Dichter allein die Wache sagen von dem, was rettet – jenseits aller Abschiede.

WACHE DES MORGENS

1.

Der Hahn ruft schon lange die noch verschleierte Dämmerung,
seine Stimme erhebt sich, rau, gebrochen, doch beharrlich,
als sammelte sich in jedem Schrei die ganze Erinnerung der Nacht.
Der Tag ringt noch mit sich, doch das Tier verzichtet nicht auf die Ankündigung,
denn der Tag muß geboren werden, selbst im Zittern des Atems.
Und ich, unbeweglich, wache schweigend an seiner Seite, geborgen,
ich höre in diesem zerbrechlichen Ruf mehr als ein Zeichen des Morgens:
das Beharren des Lebens, sich zu erheben trotz der Müdigkeit der Welt.

2.

Jeder Ruf hallt im noch verschlossenen Himmel, verwegen,
er spaltet die schweren Nebel wie einen zögernden Pfeil,
nicht um den Schatten zu tilgen, sondern ihm seine Grenze zu setzen.
Im Licht, das zögert, erkenne ich mein eigenes Warten,
diese Treue zu dem, was sich öffnet selbst im Erschöpfen.
Der Tag löscht die Nacht nicht aus, er spaltet sie, wie zu trockene Haut,
er ritzt sie auf wie ein zerbrechliches Licht, eine Wunde der Klarheit,
hingegen dem, der sie demütig empfängt, ohne Zierde, ohne Umweg.

3.

Da denke ich an die Gesichter, denen ich in der Nacht begegnete,
an jene, die verschwinden im Schweigen der Zimmer,
deren Atem abnimmt wie eine verlöschende Lampe.
Der Hahn teilt ihre Mühsal, er singt trotz der Müdigkeit,
er scheint zu sagen: jenseits des Schattens bleibt eine Morgenröte.
Sein gebrochener Ruf wird zum Wort für alle, die gehen,
und seine heisere Kehle zum Zeichen der Hoffnung, zur Treue zur Gegenwart:
das Licht erlischt niemals, selbst an der Schwelle des Dunkels.

4.

So wache ich, Gefährte dieses zögernden Hahns in der Wache,

und in der Kälte des Morgens empfangen ich seine Beharrlichkeit.
Ich empfangen seinen Ruf wie ein Bettler, der nichts erwartet,
doch nimmt, was ihm gegeben wird, ohne Waffe, ohne List.
Der Tag löscht die Nacht nicht, er ritzt sie auf, damit daraus blutet
ein Schimmer – und diese zerbrechliche Klarheit genügt mir als Teilhabe.
In dieser rauhen Stimme widerhallt die ganze Welt,
und ich weiß: wachen heißt, das Wenige dieses Lichtes zu empfangen.

DIE ASYMPTOTE DES SELBST

Das Leben zeichnet seine fragile, begrenzte Kurve,
es steigt und neigt sich wieder, getragen von eigenem Schwung,
es beugt sich unter der Last der Zeit, die es zerschneidet,
und doch besteht es fort in seiner verwundeten Gestalt,
es sucht jenseits seiner selbst einen verborgenen Sinn,
als wollte jeder Schritt seinen Rand überschreiten.

An seiner Seite wacht eine unsichtbare Gerade,
Asymptote des Selbst, Gestalt des Geistes,
rein und ohne Umweg, unendlich in ihrem Lauf,
sie begleitet die Kurve, ohne sie je zu berühren,
Gegenwart, die anzieht, doch die Begegnung verweigert,
senkrechtes Schweigen am Hang des Werdens.

Die Kurve strebt ihr entgegen wie einer Verheißung,
sie glaubt, sich zu nähern, immer enger,
doch der Abstand bleibt, unüberwindbare Kluft,
keine Hand kann diese Distanz schließen.
Das Tragische wohnt in dieser Verweigerung der Einheit,
in der unmöglichen Versöhnung der beiden Gestalten.

Und doch – dort entzündet sich das Leben,
in der nie gestillten Sehnsucht nach Annäherung,
im Ruf, der im Herzen jedes Augenblicks eingesenkt ist,
als ließe der Mangel das Licht entstehen,
als enthüllte die Abwesenheit die Fülle,
als öffnete die Kluft einen Durchgang.

So wird das Tragische zur Wohnung,
nicht Zufall, sondern wesentliche Struktur,
Ort, wo das Leben anstößt und sich erhebt,
Ort, wo das Selbst naht, ohne sich je zu geben.

Der Mensch bleibt zwischen Kurve und Gerade,
nüchterner Zeuge eines unerreichbaren Unendlichen.

DIE SPIRALE UND DER RING

1.

Aus der Tiefe der Kluft erhebt sich die erste Bewegung,
ein stummer Ruf, der die Rückkehr nicht kennt.
Er hat kein Ende, er sucht kein Anderswo,
er entfaltet sich im Unendlichen seines eigenen Schwungs.
In jedem Augenblick trägt er das Gewicht der Ewigkeit,
als entzündete sich die Dauer in einer unversehrten Glut.
Gott, der Mensch, die Natur, die Welt sind gemeinsam eingeschrieben,
alle getragen vom Schwindel einer aufsteigenden Volute.

2.

Die Spirale bietet kein verheißnes Land,
sie schenkt in jedem Schritt den Glanz einer entsprungenen Quelle.
Sie fordert kein Warten, sie verleiht Gegenwart,
nicht Zukunft, sondern die Ewigkeit des Augenblicks.
Und in ihrem Schwung weitet sich ein unsichtbarer Kreis,
der einer Gemeinschaft des Geistes, die sich bildet,
nicht vorgegeben, sondern geformt durch geteilten Aufschwung,
ein Kreis, der sich öffnet und niemals schließt.

3.

So ist der Atem nicht Ausdehnung, sondern Durchgang.
Er durchdringt alles, er belebt die Trägheit der Steine,
er bahnt sich Wege im Fleisch der Lebenden,
er nährt das geheime Feuer, das in den Klüften glimmt.
Dieser Atem verheißt kein Heil, er schenkt Gegenwart,
er lässt die Welt pochen in ihrem dunklen Rhythmus,
er bewahrt lebendig die Erinnerung an den Ursprung
und erhebt sich als Aufschrei ins Unendliche.

4.

Ihm gegenüber verweilt der Ring unbewegt und aufmerksam.

Er stürzt nicht voran, er wacht, er sammelt,
er hält im Kreis den Himmel und die Erde,
die Götter und die Sterblichen, vereint im Tanz.
Niemand reißt sich los, jeder hat seine Wohnung.
Der Kreis ist Hut, ist Obdach, ist Treue.
Er kennt weder Flucht noch Bruch,
er verweilt im Zentrum, dort, wo die Sprache wohnt.

5.

Denn die Sprache ist Quelle, nicht Gipfel.
Sie erhebt nicht ins Jenseits, sie sammelt,
sie birgt die Gegensätze in ihrem unsichtbaren Kreis,
sie webt die Einheit der Vier, die sich antworten.
Himmel, Erde, Götter, Sterbliche stimmen darin ein,
nicht im Aufschwung, sondern in der Zugehörigkeit,
nicht in der Öffnung, sondern in der Hut:
die Sprache ist der Ring, der das Sein versammelt.

6.

So stehen sich zwei Gestalten gegenüber:
die Spirale und der Ring, das Werden und die Hut.
Die eine stürzt voran, die andere hält zurück, die eine öffnet, die andere birgt,
zwei entgegengesetzte Bewegungen und doch notwendig.
Die Spirale ist Verheißung des Unendlichen,
der Ring ist Treue zu dem, was bleibt.
Und vielleicht gibt es keine höhere Wahrheit
als ihre geheime Spannung, stets von Neuem begonnen.

7.

Denn das Werden braucht die Hut, um zu dauern.
Ohne den Ring verlöre es sich in der Zerstreuung,
es verlöschte wie eine Flamme ohne Schutz,
es fände nicht zur Ruhe der Zugehörigkeit.
Und der Ring, ohne die Spirale, erstarrte,

er kreiste leer in seiner geschlossenen Wiederholung,
er verbrannte sich in seinem unbewegten Kreis,
beraubt des Schwindels, der ihm Leben schenkt.

8.

So atmet der Geist in zwei vereinten Zügen:
er erhebt sich im Aufschwung der unendlichen Spirale,
und er verweilt in der Hut des treuen Ringes.
Öffnung und Zugehörigkeit antworten einander.
Die eine zeichnet den Weg, die andere gründet die Wohnung,
die eine erfindet, die andere sammelt.
Und aus ihrem Einklang entsteht verborgene Einheit,
eine Welt erhellt von Ewigkeit und Unendlichkeit.

9.

Denn die Ewigkeit durchquert die Zeit, indem sie sie erstarren lässt.
Sie hält sie an im Glanz des vollen Augenblicks,
sie bannt die Flucht in ein Kristall der Gegenwart,
sie schreibt das Werden ein in die Dichte eines Zentrums.
Jede Sekunde ist absolut, jeder Atemzug Fülle,
der Durchgang wird zur Ruhe, der Augenblick zum Absoluten.
Und der Mensch erkennt im Blitz der Gegenwart
das Gewicht des Unendlichen, geborgen im Endlichen.

10.

Doch das Unendliche durchdringt alles, indem es öffnet.
Es bannt nicht, es zerreißt, es weitet, es zieht an,
es zerstreut die Konturen, es löst die Bindungen,
es führt die Welt in den Schwung des Unvollendeten.
Keine Umfriedung kann es halten, keine Grenze hemmen.
Es dringt wie Feuer ein in die Fäden der Wesen.
Und jedes Fragment des Wirklichen wird Durchgang,
eine Schwelle zu einem Draußen, das sich niemals schließt.